

Hinter der Ostfront.

Am Feuer.

Draußen im Walde poltert der Sturm. Die mageren Bäume ächzen vor Angst. Wir in der Höherhütte sind in Gedanken bei dem wüsten Wetter draußen und schauen stumm in die unruhige Herdglut. Die russische Familie hat sich schüchtern in eine Ecke gesetzt. Die Kinder, die sonst so lustig sind, stoßen verlegen den Finger in den Mund und trauen nicht, etwas zu sagen. Es ist so öde. Aus allen Augen und Röhren kriecht die Verlassenheit.

Mit wohligen Schaurlaut kommt ein Kästchen gesprungen. Mein Kamerad schreut's fort, da springt es mir auf den Schoß. Ich streiche ihm langsam über den weißen Rücken. Da schnurrt es laut und immer lauter, reißt sich den Kopf an meinen Fingerringeln und gräbt seine feinen Krallen tief ins Posenloch. Wenn ich den Finger hebe, schlägt es mit der Fote dagegen. Es ist viel schneller und viel gewandter als ich. Schließlich wird es müde, streckt sich lang aus und schläft auf meinen Knien ein.

Draußen wüdet der Sturm weiter. Die Hilserufe der Bäume werden zu Verzweiflungsschreien. Die Russenfamilie steht noch immer abgefordert in der Ecke und starrt uns an. Die Kinder möchten, um ihre Angst loszuwerden, gerne weinen und dürfen doch nicht. Ich schaue das Kästchen an. Wie friedlich es daliegt, so voller Vertrauen. Wie gut's doch die Tiere haben; keine häßlichen Gedanken zerbrechen ihnen das Leben.

Widnis.

Den Kopf voller krasser Gedanken stehe ich in einer Landschaft, deren breite, einformige Flächenhaftigkeit nur durch das Gefaule plander Schrapnelle unterbrochen und belebt wird.

Ich fühle die Zeit körperhaft als sprudelndes Wasser um meine Füße rinnen, daß sie mich erlöst, und ich rechne aus, wann sie mit um Bari und Mund plätschert und ich elend erkaufen muß.

Die Wolken ziehen grüne Larven an. Die Sonne verdeckt sich, die Himmelseule vor der Himmelsperlingschar, und die wenigen verkrüppelten Bäume stehen in dem fahlen, unwirklichen Schein einer Gestirnsverfinsterung.

Die Luft ist zu lauter Glas geworden. Ich bin gleichsam eingewachsen in diese kühle, gallertartige Masse, kann keinen Schritt vorwärts tun, keinen Schritt rückwärts.

Mein Blick geht kampfhaft geradeaus in die Weite und freit einen Mann ein, der langen Schrittes die Felder auf- und niedersteigt und, was da lebt, zu zudenden Schwaden schneidet.

Schwarze Raben fliegen krächzend davon. Ihr widerliches Schreien gibt dem Wilde die rechte Umfrängung.

Die Alte.

In der eroberten Stadt steht zu den Füßen der grauen Kirche eine Hütte aus Leinwand, ein Verkaufsstand. Wie festgefleht hängt sie an dem verwitterten Gemäuer, und die verbliebenen Leinwandfetzen klaffen im Wintersturm misshütig dagegen. Eine alte Frau haust hier und handelt mit Gebetsbüchern, geweihten Kerzen, Heiligenbildern und Weihwasserflaschen. Zusammengekauert host sie auf einem gedrückten Stuhl, Kopf und Körper der Kälte wegen tief eingekrummt, und dreht mit einer kleinen Rinne Draht ab, reißt geschnittene Holzspindeln darauf und fertigt Rosenkränze. Tausend Leute gehen in die Kirche, tausend Leute kommen aus der Kirche, tausend Leute eilen an der Kirche vorbei. Die Heiligen auf den Bildern machen ihre heitersten Gesichter, freundlich glänzt der Goldschnitt der Erbauungsbücher. Unsonst. Nur selten bleibt jemand stehen und kauft.

Draußen auf der Straße braust das Leben in seiner sinnfälligsten Form. Kraftwagen zwischen und knattern, dahinsprengende Kolonnen erschrecken einen, Soldaten marschieren in breiten Stüben vorüber. Aber die Alte läßt sich nicht stören. Hinst wie Spinnenspinne geben ihre gelben, eingetrockneten Finger. Stumm, zu einer Säule des Schweigens geworden, sitzt sie da und häßelt ihre Rosenkränze.

Tod und Leben.

Ich sahre in den Winternachmittag. An einer goldkuppligen Kirche geht es vorbei, eine weiße, schneidende Straße dahin. Die Pferdechen greifen munter aus. Lustig klingen die Schlittenschellen, als ginge es zu Spiel und Tanz. Aber diese Stunde gilt der Gegenseite des Lebens, den Toten.

Am Ende der Stadt, im Herzen der Landschaft, allem Lärm entrückt, hat man den toten Kameraden die Ruhestatt bereitet. Der wolkenbehangenen Winterhimmel haben sie zum Gesellschaftler und den tauschenden Wind in den Wipfeln der Lärchenbäume. Schnee liegt auf den Hügel, und von den Toten zeugt nichts mehr als die einformigen, schwarzgezeichneten Holzkreuze. Wenn der Frühling kommt, werden hier Blumen blühen, und die Vienen summen und die Vögel singen, und diese Menschenbehälter stehen nicht mehr verlassen und trostlos da. Wenn der Frühling kommt. . .

Der Sang der Sakije.

Ein Roman aus dem modernen Ägypten.

Von Willi Seidel.

„Das muß wahr sein.“ unterbrach ihn Hassan-Abu-Kef, der dastete unter den Männern. „Du bist fett und hell. Du bist kein Sprößling eines Wirtshausers, sonst wärst du nach Allahs Ratfahrl und nach der Gepflogenheit der Umstände schwarz und dürr. Denn die Kinder von Affen sind Affen und keine Katzen. Da du aber eine Katze bist, Sohn des rechtgläubigen Unbekannten, so ist daraus zu schließen, daß du die Wahrheit sprichst und daß unser eigenes Blut auch in deinen Adern rollt.“

„Gut gesprochen“, freute sich jetzt Habib-Mos-Tizi. „Denn wenn du als Fellahe geboren wärst, so wärst du einer geliebten, und Abu-Katfus hätte Bedenken getragen, diese seine ehrenwerten Freunde um deinetwillen zu einem Mahl zu versammeln. Denn die Fellachen bleiben Schweine ihr Leben lang; und Gessittung bleibt ihnen fremd. Und hätte man ihnen auch deine Erziehung angebeten lassen, so hätte es nicht die Frucht getragen wie bei dir, weil du von besserem Blute bist. Wie sagt der Zmam-el-Schafei?“ Habib-Mos-Tizi tremolierte und schob den krächzend geleierten Vers ein: „Wer die Unwissenden mit Wissen beschenkt, verdirt sie, und wer, die es verdienen, abhält, frevelt!“

Habib-Mos-Tizi tat sich nicht wenig daraus zugut, daß ihm dieser Vers zur guten Stunde einfiel. Er hatte ihn kürzlich von einem seiner Kunden, einem halb verblödeten Schreiber, gehört und zufällig behalten. Er ließ, um gleichsam anzudeuten, daß er den Vortrag der folgenden Verse nur aus Bequemlichkeit unterlasse, die hohle Hand noch eine Weile im Nacken beden, wobei er verheißungsvoll und unverstänlich gröhkte; und dann schwieg er und schlürfte ein Schlüßchen Kognak, sich aus der Flasche bedienend, die der Auge Abu-Katfus inzwischen von der Suffeh heruntergeholt.

„Was die Fellachen anlangt“, rührte sich jetzt Zeban-Nussef-el-Abaga, „so muß ich euch insgesamt eine höchst lächerliche Geschichte berichten, die mir neulich begegnet ist. Ich hatte ein Geschäft zu Edayi, in der Nähe von Kasr-el-Balat,

Aber jetzt ist noch Winter. Jaghaft nur geht mein Fuß die engen Gänge hin. Die Augen bleiben an den weißgemalten Rahmen hängen, und aus den deutschen Buchstaben baut sich auf einmal das deutsche Land auf, für das diese Menschen gestorben: die Heimat.

Ein hohes wuchtiges Kreuz ragt auf und kindet: Der Tod ist verschlungen in den Siegel, als Sinnbild der Hoffnung über das Grab hinaus behangen mit grünen Girlanden.

Ich nehme Abschied. Auf der Straße jagen sich Kinder. Eines fällt hin, heult und schreit. Der Aufseher läßt die Peitsche knallen. Die fiedlichen Schlittenschellen klingen. Der Lärm der Stadt draußt mir entgegen. O, ihr köstlichen Laute des Lebens!

Oskar Wähle.

Kleines Feuilleton.

„Macbeth“ im Deutschen Theater.

Nächstens wird der 300. Wiederkehr von Shakespeares Todes-tage gedacht werden, und wir Deutschen werden nur räumen, daß dieser Engländer bei uns seine wahre Heimat gefunden hat. . . Daß Shakespeare neuerdings in Berlin so vollständig auf der Bühne lebendig wurde, ist zum guten Teil Verdienst von Reinhardts Regie-tumft. Er hat den ganzen Reichtum des menschengestaltenden, bild- und sprachdäpferischen Genies zu leuchtender Pracht ertweckt. Jede Individualität, jede Szene gewann bei ihm ihr eigenes Daseinsrecht. Die unerlöplische Welt des allumspannenden Dramatikers gewann wieder einmal Atem und Blut. Nun ist auch der gewaltige Macbeth erobert worden.

Die rohe Barbarei primitiver Vorzeit, die die Bühne mit Blut- gestank erfüllt und wüsten Geipensternipal zwischen Nord und Ge-wissensbisse einschaltet, ist für uns eine schwer verdauliche Kost, so sehr Shakespeare auch schon die blindwütigen Leidenschaften der nachträglichen Reflexion unterwirft und moralische Tafeln aufsprüht. Der Dichter übertrug den Rohstoff bereits in eine ganz andere geistige Welt (will man wissen, wie die alten Reden Macbethischen Schlags wirklich waren, so muß man die Nordischen Sagen lesen). Und inzwischen ist für uns moderne Menschen die Auffassung der Renaissancezeit wieder historisch geworden. Also es sind nicht unsere Probleme, und es ist nicht unsere Art, sie zu erleben und sie zu lösen, die hier ersticht.

Wenn diese grauenvolle Welt von Nord und Mächtiger, von schlotternder Angst und qualvoller Gewissenspein, trotzdem uns noch packen und ergreifen soll, so kann allein hohe Kunst dazu verhelfen. Das Mörderpaar war durch Paul Wegener und Hermine Körner verkörperert. Derselbe Kompromiß, den Shakespeare schloß, mußte natürlich auch von den Darstellern eingegangen werden: eine Mischung roher Instinnte und reflektierender Mensch- lichkeit. Der Macbeth Wegeners ist kein bloßer Gewalt- kerl mehr, der keine Autorität und keine Furcht kennt, er ist sogar schwer gefesselt von hemmenden Faktoren, die erst die überlegene, ihn antreibende Frau hinwegräumt. Dann aber rast er, von den Bahndarstellungen der eigenen Phantasie nur zu neuen Wuttagen aufgepeitscht, den Weg des Schreckens in blinder Sicherheit weiter. Wegener gestaltete mit fester Hand diesen Ver- brecher, aber gab ihm auch alle die Menschlichkeiten des Jauberns und Zurückredens, der schlotternden Furcht und feiger Angst. Die Lady Macbeth geht den umgekehrten Weg: von der Entschlossenheit der Hemmung- und Gewissenlosen zur inneren Zerstückung, zur Selbstauflösung in innerer Qual. Aber auch als Instinkterin war Frau Körner keine Dämonin. Sie blieb bei aller Männlichkeit der Stimme und des Willensimpulses Frau. Wegener war am stärksten als furchtloser Troger, die Körner als gebrochene Nachtwandlerin, die das Entlegen bannen möchte.

Reinhardt liebt den farbigen Abglanz. Gewiß, er prunkt nicht mit Schautellerei, aber er will starkes Kolorit. Und doch würde für das Entlegendrama besser eine nordisch-düstere, licht- und farb- lose, enge Szenerie passen. Reinhardts Burghof ist mir zu weit, die Banketische vor offenem Himmel zu sübländisch und festlich-farbig. Mit den Hegen weiß auch dieser Hegen- meister und nicht mehr grübeln zu machen. Im übrigen waren diesmal Jugständnisse an eine dreiteilige, vereinfachte Shakespearebühne gemacht. Schottisch war der Krumpf des Abends: Dudesfademusik und schottisch-larierte Stoffe buntester Farben- wahl. Aber das schottische Mädchen hat man doch nicht gewagt.

Am Schluß der 4 1/2 stündigen Vorstellung war des Beifalls kein Ende.

Komödienhaus: „Das Mädchen aus der Fremde“.

Das neue Lustspiel des bekannten Münchener Rechtsanwalts Max Bernstein und des Kompagnondramatikers Ludwig Keller sollte sich eherlich als Schwank bezeichnen. Der Name Lustspiel erregt doch immerhin gewisse Erwartungen. Man denkt dabei an

menschenmögliche, in komische Beleuchtung gerückte Charaktere, die in drohenden Situationen ihr Wesen offenbaren, oder doch an ein um irgendwelche Verpöpfung menschlicher Schwächen oder einer aktuellen Rodenarrheit wirkungsvoll gruppiertes Spiel satirisch pointierter Ein- fälle. Von alledem ist hier nicht die Rede. Die Bemühung gilt von vornherein nur einem jener Verblüffungs- und Verrenkungskunststücke, die, vom Pariser Schwank am geschicktesten ererbiert, um jeden Preis zum Lachen bringen wollen. Auch das kann schließlich eine dankenswerte Leistung sein, wenn die Behendigkeit des Unsinns einen Grad erreicht, bei dem im losgelassenen Wirbel der Unmög- lichkeit dem Hörer keine Zeit mehr zu ernüchternder Befinnung bleibt. Indessen eine solche Stimmung, die das vom Autor einem zugemutete Opfer des Intellekts lohnen würde, stellt sich nicht ein. Zwar gibt es eine Menge komischer Wendungen, doch zwischen ihnen so viel Pausen, daß die Ansätze zu keinem Strome ladenden We- hagens zusammenfließen.

Die Handlung bewegt sich in den hergebrachten Gleisen. Der Don Juan, den seine Liebesabenteuer in allerhand Verlegenheiten jagen, ist diesmal ein ganz frischgeborener Ehemann, der im Ge- fühl einsteuerten Redensloser Treue mit den Gespenstern einer kom- promittierenden Vergangenheit zu kämpfen hat. In dem Hotel, in dem er auf der Hochzeitreise abgestiegen, trifft er das Mädchen aus der Fremde, eine gläubig explosive, rebolberkündige merikanische Präsidententochter, die ihn als angebliche Gattin auf früheren Reisen begleitet und der er in Angst vor ihrem Temperament seine neue Würde nicht anzudeuten wagt. Ein Freund, ein juristischer Formen- mensch, von einem selbst in Schwänlen ungewohnter Verstandes- manns, den er um Hilfe anruft, verwechselt die Fremde mit der an- getrauten Frau und hält dieser die jener zugedachte Verabschiedungs- rede. Darauf reißt die junge Dame schmerzhaft zur Tante ab ins gleiche Alpendorf, in dem der Mann als Junggeheile mit der Fremden weilt und wo sich diese nunmehr gleichfalls einstellt. Die Hochzeits- nacht bringt der in dem Hotel so schön Verlassene mit einem Biocolo, den er im Unglück zum Genossen ertoren, bei melancholischem Kartenspielen zu. Unter solchen Wechselfällen des Geschicks geht es dann bis zur endlichen Veröhnung weiter.

Die Hauptrollen: der andauernd schwindelnde, wie ein Spiel- ball zwischen den beiden Frauen hin und hergeworfene Gatte, der Paragrafenprofessor und die majestätisch brauende Mexikanerin wurden von den Herren Eugen Burg und Schürzel und Fräu- lein Claesner mit flotten Schwankhumor gespielt.

Internationale Wissenschaft.

Das internationale Institut für Landwirt- schaft in Rom nimmt, wie sein Präsident, der Abgeordnete Marchese Cappelli, Vizepräsident des Parlaments, dieser Tage dem Herausgeber der „Rivista Politico-Parlamentare“ erklärte, auch in der Kriegszeit die Geschäfte in gewohnter Weise wahr. „Von den 55 Staaten, die zum Institut gehören“, sagte der Marchese, „hat auch nicht einer, nicht einmal indirekt durch Teilnahmlosigkeit, Aus- trittsabsichten kundgegeben. Beraume Zeit nach Kriegsausbruch hatten wir hier noch die ausländischen Delegierten, die zum jän- digen Ausschuß gehören, vollzählig verammelt. Im Oktober vor- igen Jahres, also fünf Monate nach Italiens Eintritt in den Krieg, versammelte sich der ständige Ausschuß von neuem, und es fehlten nur diejenigen Mitglieder, welche des Krieges wegen augenblicklich nicht in Rom weilten. Das Institut veröffentlicht seine statistischen Tabellen über Preischwankungen, Ernten usw. genau so wie früher in allen Sprachen. Mit den Staaten, zu denen wir gegenwärtig keine diplomatischen Beziehungen haben, und mit denen uns auch kein Post-, Transit- und Ausfuhrverkehr verbindet, verkehren wir durch Vermittlung einer eigens in der Schweiz eingerichteten Ge- schäftsstelle, der der schweizerische Professor Laur vorsteht: er empfängt und übermittelt die Mitteilungen und Aufträge des Instituts und der kriegführenden Regierungen, macht für das Insti- tut Auszüge aus deutschen Sonderveröffentlichungen und Sachzei- tungen usw. Ich hatte alle diese Maßnahmen unter meiner eigenen Verantwortung getroffen, aber sie fanden sofort auch die Billigung unseres Vizepräsidenten, des französischen Delegierten Louis Dop, der mit großer Genehmigung feststellte, daß die Be- ziehungen zwischen den Delegierten des Instituts auch während des Krieges durchaus höflich geblieben seien und einen verbän- lichen, man könnte beinahe sagen unparteiischen und neutralen Charakter getragen hätten. Unsere Regierung ist über all das, was wir getan haben, genau unterrichtet, und Sonnino hat die Mit- teilungen, die ich ihm machte, nicht nur einfach zur Kenntnis ge- nommen, sondern ausdrücklich gutgeheißen.“

Notizen.

— Musikchronik. Im VIII. Konzert der Volks- hälfen, das am 5. März, mittags 12 Uhr, im Theater am Bülowplatz stattfindet, wird das Klingler-Quartett Streich- quartette von Haydn, Mozart und Beethoven zum Vortrag bringen. Eintrittskarten zu 75 Pf.

Doch wer sich mit diesen einläßt, ist nicht wert, geboren zu sein!!

Wir tranken also, und jener Gastwirt kam und sagte: „Bei Gott, es ist nicht möglich, daß du hier sitzenbleibst!“ — „Bei Allah ist alles möglich!“ schrie der Fellahe und pöchte auf sein Geld. Da sprach ich zu ihm: „Ich habe ein Gewand zu Hause, das will ich über dich fallen lassen. . . Komm mit, ich schenke es dir.“ Und ich ging mit ihm und hieß ihn sich auskleiden und gab ihm einen von meinen abgetragenen Mänteln. Darauf besprigte ich ihn mit Rosenessenz über und über, und wir gingen wiederum an jenen Ort zurück. Hatte er vorhin abscheulich gestunken, so duftete er jetzt wie Abu-Sifi, der mit Wohlgerüchen in der Hamsaul handelt. Da ihn jetzt wiederum hungerte, bestellte er ein zweites Gericht.

Er war so dumm wie der Sagesch-el-Beled von Rene, der an seine Angehörigen in Kairo einen Brief schrieb, in dem unter anderem stand: „Neulich habe er seine Kelabije ge- waschen und auf das Dach zum Trocknen gelegt, und ein Windstoß habe sie herabgeweht. Da sei er auf die Anie ge- fallen und habe Allah inbrünstig und vom ganzem Herzen ge- dankt, daß er nicht in der Kelabije gesteckt habe, denn sonst läge er jetzt zerstückert am Boden!“

Jetzt nun wurde Abu-Kef durch ein bröhnendes Gelächter unterbrochen, das breit und sonor begann und in kleinen hilflosen Schluchztönen, die immer wieder zum Vorschein kamen, langsam dahinstarb. Auf's höchste gedehnt, fuhr er fort: „Einen Fellaachen lieb einst ein Zmam den Koran lernen und städtische Kleidung tragen. Er sollte zum Schluß eine Probe seiner Gelehrsamkeit abgeben und der Zmam freute sich, denn er hatte viele Mühe und schweiß- treibende Hirnarbeit an ihn gewandt. Beim Examen sprach also der Lehrer: „Ich habe hier etwas in der Hand, und du erkräft mit, was es sei.“ Sprach jener: „So Gott will!“ und stellte, wie er es gelernt, das Horoskop. Darauf sprach er: „Es ist um und um rund, und in der Mitte ist es hohl.“ — „Wahrlich, das stimmt“, erwiderte der Zmam und war entzückt. „Doch was ist es?“ Und dieser Bauer be- sann sich eine Stunde lang, und dann sagte er: „Bei Allah, es ist ein Wählfstein.“ — Nachdem Abu-Kef die elementare Wirkung auch dieser Anekdote abgewartet hatte, nahm er einen Schluck und beschloß seine erste Erzählung. (Fortf. folgt.)

und begleitete den Dorfschulzen nach Jstrandrije. Als wir nun im Speisewagen saßen, sprach dieser Unerleuchtete: „Mein Bruder, du hast mich in ein Wirtshaus geführt statt in einen Wagen!“ — „Sorge dich nicht“, erwiderte ich, „es werden Pferde vor dieses Wirtshaus gespannt und wir werden mit Allahs Hilfe zur rechten Zeit ans Ziel kommen!“ Diese Antwort rief breites Gelächter hervor, worauf man dem Inhalt der Flasche gemeinsam zusprach. Dem biden Abu-Kef fiel jetzt auch etwas ein. „Das ist sehr lächerlich, aber mir begegnete unlängst etwas Tsch- liches. Ich sah in dem Geschäft jenes kleinen Schreihalses, der abendländische Weiber an die Ingltz verkauft.“ (Er meinte den deutschen Besitzer eines bekannten internationalen Restaurants.) „Da kam ein Fellahe herein. Er war ganz schmußig. „D, mein Bruder“, sagte ich, „es ist nicht möglich, daß du dich hier niederlässest; denn hier sind Ingltz, die sich alle Tage waschen.“ „Maalesh“, sagte er (er starrte von Schmutz), „ich habe heute zweihundert Feddan Land verkauft.“ Und er setzte sich mir gegenüber. Da kam ein Diener in einer weißen Abaje (diesmal meinte Abu-Kef einen Kellner) und schrie: „Nach, daß du hinauskommst!“ Doch jenes Schwein verkehrte: „Warte ein wenig, du Hundesohn“ und nahm eine Jahnfundnote aus seinem Kasan, der von Mist tropte. Bei Gott! Er hatte ein Bündel Ban- schneine in seiner dreckigen Kelabije, so viel, daß er uns alle hätte auskaufen können.“ „Wögen sie zur Hölle fahren und keine Ruhe finden“, unterbrach ihn hier Habib-Mos-Tizi. „Ja, es ist wahr, diese Leute, die einen Koben ihre Wiege nennen (verflucht sei der Schoß ihrer Mütter!), verdienen jetzt und gehen mit Pfunden um wie mit kleinen Pfältern.“ Abu-Kef quittierte diese Unterbrechung mit einem an- erkennenden Blick. Dann fuhr er fort: „Hier und nimm“, sagte der Fellahe, „und bring mir zu essen. Bringe auch eine Flasche Whisky für diesen ehrenwerten Kaufmann, der an meiner Kleidung mäfelt. Der Rest ist dein.“ — Daraufhin lachte der Weißgelleidete und ließ ihn gewähren. Die Ingltz nahmen die Pfeifen aus dem Mund, schnoben durch die Nasen und gingen im Bogen um uns herum. Er stant erschrecklich. Jeder, der ihn ansah, hätte sich übergeben müssen. Aber der Whisky war gut, und so verzich ich ihm manches, ja ich vergaß schier, daß er nicht mein Bruder sei.

